



Ulrike Heikus / Julia B. Köhne (Hg.)

**KRIEG!** 1914  
1918

**Juden zwischen den Fronten**

JÜDISCHES MUSEUM MÜNCHEN



Dieser Katalog erscheint zur gleichnamigen Ausstellung des Jüdischen Museums München vom  
9. Juli 2014 bis 22. Februar 2015

**Herausgeberinnen**

Ulrike Heikaus  
Julia B. Köhne

**Lektorat**

Julia B. Köhne

**Übersetzung**

Martin Kley

**Bildredaktion**

Ulrike Heikaus  
Sinja Strangmann

**Gestaltung und Satz**

Gema Aparicio, IGLHAUT + von GROTE, Berlin

**Druck**

Westermann Druck Zwickau GmbH

**Gesamtherstellung**

Hentrich & Hentrich Verlag Berlin

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliothek-  
graphie. Detaillierte Angaben sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2014 Jüdisches Museum München

© der Texte bei den Autorinnen und Autoren

Alle Rechte, auch diejenigen der Übersetzung, der photomechanischen Wiedergabe und des auszugs-  
weisen Abdrucks, vorbehalten.

ISBN 978-3-95565-063-6

Abbildung Titel: Jüdisches Museum Frankfurt, Sammlung S. Ajnwojner. Photo: Ursula Seitz-Grey

Abbildung Innenseite: Bayerisches Armeemuseum, Ingolstadt. Photo: Franz Kimmel

Abbildungen Rückseite: Stadtarchiv München; Hauptstaatsarchiv Stuttgart

HENTRICH  
& HENTRICH

# KRIEG! 1914 1918 Juden zwischen den Fronten

**Herausgegeben von**

Ulrike Heikaus und Julia B. Köhne

**Mit Beiträgen von**

Jason Crouthamel

David J. Fine

Ute Frevert

Tim Grady

Ulrike Heikaus

Julia B. Köhne

Florian Schmaltz

Sinja Strangmann

Anna Ullrich

# INHALT

- 6 **Vorwort** Bernhard Purin
- 8 **Krieg! Juden zwischen den Fronten 1914–1918.  
Eine Wechselausstellung im Jüdischen Museum München**  
Ulrike Heikau
- 45 **Essay 1 Deutsche Juden und die Liebe zum Militär** Ute Frevert
- 65 **Essay 2 Papierne Psychen. Zur Psychographie des Frontsoldaten  
nach Paul Plaut** Julia B. Köhne
- 105 **Essay 3 Paul Lebrechts Kriegstagebuch** Jason Crouthamel
- 133 **Essay 4 Jüdische Soldaten und Religion an der Front** David J. Fine
- 155 **Essay 5 Bilder erzählen. Eine Annäherung an die Lebenswirklichkeit  
osteuropäischer Juden im Ersten Weltkrieg** Ulrike Heikau
- 185 **Essay 6 Chemie als Waffe: Fritz Haber und Richard Willstätter im  
Ersten Weltkrieg** Florian Schmaltz
- 215 **Essay 7 „Nun sind wir gezeichnet“ – Jüdische Soldaten und die  
„Judenählung“ im Ersten Weltkrieg** Anna Ullrich
- 239 **Essay 8 Eduard und Hans Bloch – Zwei Generationen jüdischer  
Soldaten im Ersten Weltkrieg** Sinja Strangmann
- 263 **Essay 9 Krieg in der Erinnerung – Krieg um die Erinnerung.  
Das Gedenken an die jüdischen Gefallenen nach 1918**  
Tim Grady
- 285 **Verzeichnis der Ausstellungsexponate**
- 318 **Medien der Erinnerung** Stefan Iglhaut und Gesa von Grote
- 320 **Autorinnen und Autoren**
- 323 **Leihgeberverzeichnis**
- 324 **Dank**
- 325 **Bildnachweis**

## 2 Papierne Psychen. Zur Psychographie des Frontsoldaten nach Paul Plaut

Julia B. Köhne

[D]er Soldat [hat] den Krieg in seiner elementarsten und ureigensten Art an sich erlebt.  
Darum soll auch von hier aus versucht werden, in das Mysterium einzudringen, womöglich eine Lösung für ihn zu entdecken.  
—Paul Plaut, *Psychographie des Kriegers*, 1920

### Die Psychologen Stern und Lipmann

Der gebürtige Berliner Louis William Stern (1871–1938) gründete dort 1907, gemeinsam mit Otto Lipmann (1880–1933), das *Institut für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung*. Ab 1896 lebte er in Breslau, wo er sich 1897 an der Friedrich-Wilhelms-Universität habilitierte und ab 1907 einen Lehrstuhl für Philosophie und Psychologie innehatte. Im März 1916 folgte er einem Ruf nach Hamburg,<sup>1</sup> um dort den ehemaligen Lehrstuhl von Ernst Meumann für Philosophie, insbesondere Psychologie und Pädagogik, im Rahmen des Kolonialinstituts, „Allgemeines Vorlesungswesen“, sowie die Leitung des „Psychologischen Laboratoriums“ am „Philosophischen Seminar“ zu übernehmen. 1919 war er maßgeblich an der Gründung der Universität Hamburg beteiligt und setzte sich für außerplanmäßige Universitätskurse für Kriegsheimkehrer ein. Das

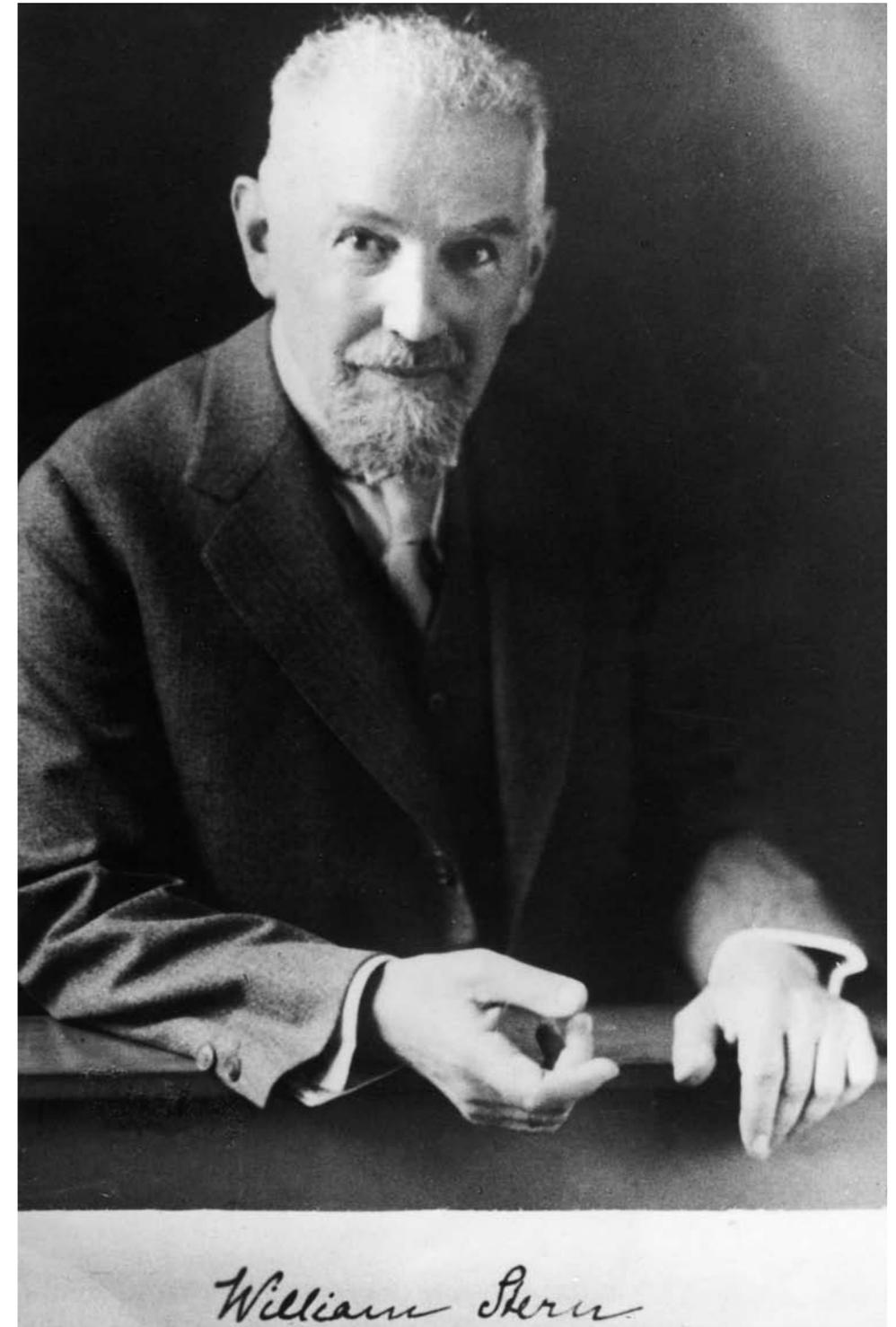
**Titelseite:** Paul Plaut als junger Kriegsfreiwilliger mit Pickelhau-  
be, 1915

\* Auf das Photo der Titelseite dieses Essays sowie die Abbildungen 1 bis 4 wird im Fließtext verwiesen (Abb. 1–4). Bei den nachfolgenden Abbildungen handelt es sich um Einzelportraits ausgewählter Soldaten aus musealen Sammlungen, Archiven und von privaten Leihgebern, die 2014/15 in der Ausstellung „Krieg! Juden zwischen den Fronten 1914–1918“ im Jüdischen Museum München gezeigt werden. Sie sind diesem Essay illustrativ hinzugefügt und geben einen Einblick in das Genre damaliger Soldatenportraits.

1 Stern merkte in einem Brief vom Dezember 1915 an den Freiburger Philosophen Jonas Cohn an: „[Hier ist] noch nie ein Jude durch einen Juden ersetzt worden; die Univ. Breslau, die bei meinem Herkommen 5 jüd. Ordinarien hatte, ist seitdem systematisch entjudet worden“. Der nicht-religiöse Stern lehnte den Vorschlag seiner Kollegen in Breslau ab, sich taufen zu lassen, um verstetigt zu werden. Vgl. Lück, Helmut E./Dieter-Jürgen Löwisch (Hg.) (1994): Der Briefwechsel zwischen William Stern und Jonas Cohn: Dokumente einer Freundschaft zwischen zwei Wissenschaftlern (=Beiträge zur Geschichte der Psychologie, Bd. 7). Frankfurt/Main, S. 95; Michaelis-Stern, Eva (1991): „Erinnerungen an meine Eltern“. In: Deutsch, Werner (Hg.): Über die verborgene Aktualität von William Stern. Frankfurt/Main, S. 133–141, hier S. 134.

bestehende Laboratorium wandelte er in das ebenda ansässige „Psychologische Universitätsinstitut“ um und etablierte die Psychologie als Prüfungsfach.<sup>2</sup> Ab diesem Zeitpunkt arbeitete er in Nachbarschaft von Ernst Cassirer, der das philosophische Ordinariat bekleidete. Stern musste sich immer wieder gegen antijüdische Anfeindungen wehren, zum Beispiel als der *Deutsche Schutz- und Trutzbund* und der *Reichshammerbund* judenfeindliche Flugblätter verbreiteten, die Studenten vor Vorlesungen jüdischer Professoren warnen sollten.<sup>3</sup> Ab April 1933 durfte Stern, der in seinem Erwachsenenleben stets sein Deutschsein gegenüber seiner jüdischen Herkunft betont hatte,<sup>4</sup> das Institut aufgrund von Repressalien durch die Nationalsozialisten – das Inkrafttreten des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ – nicht mehr betreten. Die NS-Rassengesetze, seine „nicht-arische“ Herkunft vereitelten Sterns offizielle Lehr- und Forschungstätigkeit, er musste alle akademischen Ämter verlassen. Kurz darauf verließ er Deutschland, das er „wie viele Generationen von Juden vor ihm“ „als sein Land“ betrachtete,<sup>5</sup> übersiedelte in die Niederlande und wurde schließlich Gastprofessor an der Duke University in Durham, North Carolina. 1938 verstarb Stern im amerikanischen Exil an Herzversagen.<sup>6</sup>

Stern war ein überaus vielfältig wirkender Wissenschaftler (Abb. 1). 1904 war er an der Gründung der Deutschen Gesellschaft für Psychologie (DGP) beteiligt und wurde 1931 zu deren Präsidenten gewählt. Stern erhielt 1909, neben Sigmund Freud und Carl Gustav Jung, die Ehrendoktorwürde der Clark University. 1912 erfand er den „Intelligenzquotienten“ (IQ) als Maßstab für im Test gemessene intellektuelle Fähigkeiten und forschte auch im Weiteren zu „Sonder- und Hochbegabung“.<sup>7</sup> Stern stellte in seiner personalistischen Psychologie die einzelne Person in ihrer



1 William Stern, um 1920

2 Bühring, Gerald (1996): William Stern oder Streben nach Einheit (=Beiträge zur Geschichte der Psychologie. Hg. v. Helmut E. Lück, Bd. 13). Frankfurt/Main, S. 114.

3 Vgl. Lamiell, James T. (2010): William Stern (1871–1938): A Brief Introduction to His Life and Works. Lengerich u. a., S. 82.

4 Lamiell 2010, S. 15.

5 Zitiert nach Michaelis-Stern, Eva (1972): William Stern 1871–1938. The Man and His Achievements. London, S. 146.

6 Deutsch (Hg.) 1991; Tschechne, Martin (2010): William Stern. Hamburg, S. 146 ff.

7 Stern, William (1916): Aufstieg der Begabten. Leipzig. Vgl. hierzu auch: Bentley, Madison: „Individual Psychology and Psychological Varieties“. In: The American Journal of Psychology, Bd. 52, Nr. 2 (April 1939), S. 300–301.

8 Brietzke, Dirk (2003): „William Stern“. In: Kopitzsch, Franklin/Dirk Brietzke (Hg.): Hamburgische Biografie. Personenlexikon, Bd. 2. Göttingen, S. 406–408.

Ganzheit, Anteilbarkeit, Einzigartigkeit, Mannigfaltigkeit und zielstrebigen Entwicklung ins Zentrum seiner Überlegungen. Sie galt es zunächst experimentell zu erforschen – in Bezug auf das Zusammenspiel von einerseits Anlage und Disposition, andererseits dem aktuellen Zustand der Persönlichkeit sowie Umweltfaktoren –, und im Anschluss in ihrer Mehrdeutigkeit zu würdigen.<sup>8</sup> Sterns Intelligenzforschung erreichte große Bekanntheit und trug zur Ausdifferenzierung der Wirtschafts-, Arbeits- und Berufspsychologie sowie Berufseignungsforschung und Personalauslese bei, unterstützt von Fragebogen- und Reaktionstestanalysen. Bereits 1903 hatte Stern den Begriff „Psychotechnik“ geprägt. Er leistete einen wesentlichen Beitrag zur Formierung und Systematisierung der praxisorientierten, differentiellen und angewandten Psychologie und tat sich auf den Gebieten der forensischen und der Kinderpsychologie hervor. Zudem wirkte er in den Feldern Kindersprache, Schülersauslese und Lehrerfortbildung.

Die Selbstmorde seiner ehemaligen Studentin und geschätzten Assistentin am Hamburger Institut Martha Muchow (1892–1933) Ende September 1933

– zuvor hatte man sie zwangsweise aus dem Institut entfernt –, und einige Tage später seines langjährigen Mitarbeiters und Friends Otto Lipmann trafen Stern empfindlich. Lipmann wurde 1880 in

Breslau geboren und war langjähriger Student bei Stern, 1904 wurde er bei Hermann Ebbinghaus promoviert. Die beiden arbeiteten für knapp drei Jahrzehnte in verschiedenen Projekten zusammen (Abb. 2): ab 1906 in der Leitung des *Instituts für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung* in Klein-Glienicke (Potsdam-Babelsberg) – ab 1916 war Lipmann, der das Projekt mit seinem Privatvermögen unterstützte, alleiniger Leiter – und kurz darauf im Editionsprojekt



2 Otto Lipmann, um 1930

*Zeitschrift für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung* und ihren Beiheften (1907 bis 1933), das beide weithin bekannt machte.<sup>9</sup> Anfang der 1920er Jahre geriet das Institut in einen ökonomischen Engpass, so dass Lipmann bei verschiedenen Organisationen, darunter auch der *American Psychological Association*, um externe finanzielle Hilfe ansuchen musste.<sup>10</sup> Obwohl er zahlreiche eigene Schriften publizierte und ununterbrochen als Mitherausgeber fungierte, hatte er nie eine akademische Anstellung. Lipmann befasste sich mit Fragen der angewandten Psychologie, mit Psychognostik, Arbeitswissenschaft, Aussage- und Gedächtnispsychologie und Forensik, Kindersprache, Leistungsfähigkeit von Individuen und dem Topos Selbstbeanspruchung.<sup>11</sup> Methodisch bediente er sich der Statistik, Massenerhebungen und diversen Testinstrumentarien. Innerhalb der arbeitswissenschaftlichen Untersuchungen interessierte er sich für eine Methode, die es erlaubte, durch eingehende Beobachtung und Testen der individuellen Persönlichkeit eine besondere Befähigung und Eignung zu einer bestimmten Arbeitsform oder Beschäftigungsweise zu ermitteln. Lipmann klassifizierte, archivierte und re-arrangierte das im Institut auch mithilfe anderer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter angesammelte psychologische Rohmaterial (Fragebogen, Tabellen, Schemata, Versuchsprotokolle, Kinderzeichnungen etc.) und verwandelte es in intelligibles psychologisches Wissen.<sup>12</sup> 1932 erhielt er einen Lehrauftrag für „Psychologie der Arbeit“ in Berlin, der ihm jedoch im April des darauffolgenden Jahres durch das Reichsministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung wieder entzogen wurde. Dies traf Lipmann, der sich als jüdischer Deutscher verstand, nicht-religiös war und im Ersten Weltkrieg in Russland für die deutsche Armee gekämpft hatte,<sup>13</sup> schwer. Die *Zeitschrift für angewandte Psychologie* wurde von den Nationalsozialisten verboten, das Institut und Lipmanns Haus wurden von der SA durchsucht und demoliert.<sup>14</sup> Lipmann nahm sich am 7. Oktober 1933 das Leben, was öffentlich als „plötzlicher Tod“ deklariert wurde.<sup>15</sup>

9 Sprung/Brandt 2003 [1992], S. 348.

10 Vgl. Miner, J. B. (Sept. 15, 1922): „Dr. Lipmann's Laboratory of Applied Psychology“. In: *Science*, New Series, Bd. 56, Nr. 1446, S. 310 f.

11 Lipmann, Otto (1932): *Leistungsfähigkeit und Selbstbeanspruchung. Eine psychologische Betrachtung*. Leipzig.

12 Siehe den Nachruf von William Stern (Jan. 1934): „Otto Lipmann: 1880–1933“. In: *The American Journal of Psychology*, Bd. 46, Nr. 1, S. 153 f.

13 Vgl. Interview Helen Kaplun + Katherine vom 18.2.2007, S. 1–3, hier S. 1, aus dem Privatarchiv Norbert Maassens, der lange Eigentümer des ehemaligen Wohnhauses der Familie in der Wannseestraße 9 war; hier war ab 1912 auch das Institut für angewandte Psychologie untergebracht.

## Psychotechnik im deutschen Heer

Stern und Lipmann waren für ihre psychologische Sammelforschung und Massenerhebungen in weiten Fachkreisen bekannt, die sie 1914/15 auch auf das Gebiet der Militärpsychologie anwandten. Als sie ihre psychologischen Fragen an Frontsoldaten in das Frageschema „Zur Psychographie des Kriegers“ gossen, bewegten sie sich auf relativem Neuland.<sup>16</sup> In späteren Kriegsjahren mehrten sich diesbezügliche Studien zur experimentellen Psychologie – wie unten aufgezeigt. Erst im Dezember 1917 ordnete das Kriegsministerium an, psychologische Eignungstests als Teil der Diensttauglichkeitsprüfung standardmäßig einzuführen.<sup>17</sup> Insgesamt florierte die Verbindung zwischen Militär und praktischer Psychologie während des Ersten Weltkriegs zwar, es fehlte ihr jedoch an Strukturierung, Systematisierung und Konsensbildung. Militärpsychologische Einzelstudien, darunter auch diejenigen Major A. Meyers aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg oder des Psychologen und Psychotechnikers Curt Piorkowski,<sup>18</sup> stärkten die psychologische Praxis und Experimentalpsychologie. Insgesamt überwogen im Ersten Weltkrieg sinnes- und massenpsychologische und heerespsychotechnische Überlegungen, kombiniert mit praktischen Untersuchungsanordnungen. So plädierte unter anderem Franz Janssen 1917 für eine militärpsychologische Vorauswahl von Rekruten, je nach psychophysischer Konstitution und „Reaktionstypus“, sowie eine Klassifikation und möglichst geschickte Platzierung der Soldaten in den unterschiedlichen Aufgabenbereichen des Heeresgebildes und im Kampfeinsatz. Ziel war es, durch das „Urteil des Arztes den rechten Mann an den rechten Platz zu stellen“, wobei neben „Höchstleistungen“ letztlich immer noch „Pflichtbewußtsein, Verantwortlichkeitsgefühl, Pünktlichkeit, Ordnungssinn, berechtigter Ehrgeiz, kameradschaftliche Gesinnung u.a. die soldatische Persönlichkeit vollenden“.<sup>19</sup> Es ging um Rationalisierung und Ökonomisierung von Arbeits- und Kampfvorgängen sowie eine „Optimierung der Leistungsfähigkeit“ jedes Einzelnen. Die militärische Effizienzsteigerung des Heereskollektivs, die zusätzlich durch gemessene „Intelligenzhöhen“ befördert werden sollte, wurde als im Wesen des Menschen angelegt und

14 Zur Biographie Lipmanns, Sterns und Plauts sowie zur Geschichte des Instituts vgl. Brandt, Rudi (1985/86): Ein Beitrag zur Geschichte der angewandten Psychologie. Otto Lipmann und das Institut für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung. Diplomarbeit in Psychologie an der Humboldt Universität zu Berlin.

15 Obwohl Stern in einem Brief an Cohn und in öffentlichen Nachrufen von Herzinfarkt spricht, ist bei Lipmann von Selbstmord auszugehen; vgl. eine persönliche Mitteilung von Eva Michaelis-Stern aus dem Jahr 1988. Sprung/Brandt (2003 [1992]): „Otto Lipmann und die Anfänge der angewandten Psychologie in Berlin“. In: Ders./Wolfgang Schönplflug (Hg.): Zur Geschichte der Psychologie in Berlin. Frankfurt/Main, S. 363. Vgl. auch: Stern (Jan. 1934), S. 153, FN 1.

16 Plaut, Paul (1920): „Psychographie des Kriegers“. In: Stern, William/Otto Lipmann (Hg.): Beihefte zur Zeitschrift für angewandte Psychologie, Nr. 21, Leipzig, S. 1–123 (im Weiteren abgekürzt mit PdK); Frageschema „Zur Psychographie des Kriegers“, hier S. 111–118.

17 Geuter, Ulfried (1985): „Polemos panton pater – Militär und Psychologie im Deutschen Reich 1914–1945“. In: Ders./Ulfried Geuter: Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert. Ein Überblick. Opladen, S. 146–171, hier S. 149 f.

18 Janssen, Franz (1917): „Psychologie und Militär“. In: Zeitschrift für pädagogische Psychologie und Jugendkunde 18 (2), S. 97–109; siehe auch S. 97, FN 1.

19 Janssen 1917, S. 103, 109.

20 Janssen 1917, S. 108.

21 Gerald Bühring psychologisiert Sterns Engagement und erklärt wie folgt: „[Stern] steht unter einem weit höheren kulturellen Anpassungsdruck infolge seiner jüdischen Minderwertigkeitsgefühle als der durchschnittliche Deutsche, die er per Überidentifikation zu kompensieren versucht, d. h. er ‚spielt‘ den Patrioten und gibt sich deutscher als deutsch“. Siehe ders. 1996, S. 111. Dieses Kompensationsargument ist häufig Bestandteil der retrospektiven Einschätzung der Motivation und des Verhaltens ‚jüdischer Wissenschaftler‘ dieser Zeit. Es ist jedoch diskussionswürdig.

demnach als humanistisch betrachtet. Psychologie stand im Dienst einer Psychotechnisierung der Mitglieder des militärischen Apparats. Janssen schrieb zu diesen Phantasien von Humantechnologie weiter:

Aber wann wäre wieder eine solche Gelegenheit wie die gegenwärtige aufgerührte Zeit sie bietet, die Psyche der Massen zu beobachten und zu ihrer Kenntnis beizutragen! Denn nicht nur für Garnisons- und Friedenszwecke wäre eine Massenpsychologie im militärischen Sinne zu schreiben, weit dringender erzwingen andere Themen für den furchtbaren Ernst des Krieges baldige Behandlung: Die Psychologie der Führung, Begeisterung, Beeinflussung größerer und kleinerer Verbände im Felde, in den verschiedenen Lebenslagen des Marsches, der Ruhe, im Schützengraben, im Trommelfeuer, auf Patrouille, eine Psychologie des Angriffs, des Ausharrens, des Rückmarsches und vieles mehr.<sup>20</sup>

Die Psychologie des Einzelnen in Koppelung mit der Psychologie der „Masse“ beziehungsweise des Kollektivkörpers Heer sollten es ermöglichen, eine militärische Massenpsychologie zu begründen, die alle dringlichen Probleme, wie etwa das Führungsproblem oder Todesangst in den Griff bekommen helfen sollte. Eine solche Militärpsychologie sollte zum einen die Seele des Soldaten, die Individualpsyche, steuern und

willenskräftiger, sprich effizienter machen, zum Beispiel beim Schießen im Sturmangriff. Zum anderen sollten die Einheiten von Offizieren begleitet werden, die im Vorfeld zwecks besserer Führungsqualitäten massenpsychologisch geschult worden waren.

Stern und seine Mitarbeiter widmeten sich diesem ethisch betrachtet heiklen Feld der Eignungsprüfungen und heerespsychotechnischen Effizienzsteigerung mit Verve.<sup>21</sup> Sie nahmen vom deutschen Heer einige Forschungsaufträge an; ab Herbst 1916 forschte Stern beispielsweise zur „Fliegertauglichkeit“ von Pilotenanwärtern, zu deren Orientierungs- und Reaktionsfähigkeit, Aufmerksamkeit, Gestaltauffassung und Tatbereitschaft. Diese Forschungen waren wegen der großen Bedeutung der Luftwaffe, die im Ersten Weltkrieg erstmalig und umfassend eingesetzt wurde, sehr gewichtig. Etwa zur gleichen Zeit überprüfte Lipmann per

22 Lipmann, Otto (1919): Die psychische Eignung der Funkentelegraphisten. Programm einer analytischen Prüfungsmethode und Bericht über eine Experimentaluntersuchung (=Schriften zur Psychologie der Berufseignung und des Wirtschaftslebens 9, hg. v. ders./William Stern). Leipzig.

23 Stern, William (1916): „Notwendigkeiten und Möglichkeiten der Kriegsverletztenpädagogik“. In: Zeitschrift für pädagogische Psychiatrie und experimentelle Pädagogik, XVII, S. 208–214, S. 208.

24 Vgl. Lück/Löwisch 1994, 92 f.

25 Bühring 1996, S. 99.

26 Stern, William (1915): „Jugendliches Seelenleben und Krieg. Materialien und Berichte“ (Beihefte zur Zeitschrift für angewandte Psychologie, Nr. 12; 181 Seiten).

27 Stern, William (1916): Die Jugendkunde als Kulturforschung. Leipzig, S. 17.

28 Das Material der Umfrage gilt heute als verschollen, obwohl einiges die Zensur überlebte (im Weiteren abgekürzt mit InstAngPs). Vgl. hierzu ausführlich Ulrich, Bernd (1997): Die Augenzeugen – Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit, 1914–1933. Essen, S. 295, FN 236.

experimenteller Sinnesforschung die Eignung von Funktelegraphisten, ihre Lernfähigkeit, Schnelligkeit, Hörfähigkeit sowie die Genauigkeit ihrer optischen Wahrnehmung.<sup>22</sup> Auch zur Kriegsverletzten-Pädagogik und zur Berufseignungsprüfung von Frauen, die aufgrund des Mangels an männlichen Personen zum Beispiel im zivilen Transportwesen eingesetzt wurden, entstanden vielfältige Forschungen und anwendungsorientierte Konzepte.<sup>23</sup> Stern und sein Team gilt als diejenige Forschergruppe, die die Psychotechnik, Eignungsdiagnostik und Psychologie der Berufseignung in Deutschland mit-innoviert hat – und dies im Zeichen deutschen Patriotismus und als Trittbrettfahrer der ‚Notwendigkeiten‘ und besonderen Bedingungen, die der Erste Weltkrieg zeitigte.

### Paul Plauts Psychographie des Kriegers

Was war nun die Idee des Forschungsansatzes und Frageschemas „Zur Psychographie des Kriegers“, die im Folgenden detailliert beleuchtet und verhandelt wird? Zunächst einmal wurde Stern Ende März des Jahres 1915 in Breslau für den deutschen Landsturm als „wehrdienstuntauglich“ befunden.<sup>24</sup> Dennoch setzte er sich durch seine Projekte für eine positive, patriotische, nationalistische Wahrnehmung des Kriegs ein.<sup>25</sup> In Sterns „Jugendliches Seelenleben und Krieg“<sup>26</sup> wies er zwar auf den schädigenden und traumatisierenden Einfluss des Kriegs auf die Jugend hin, problematisierte ihn jedoch nicht weiter. In dieser Zeit ging es Stern primär um die Fortschritte deutscher Wissenschaft und das Erkunden der jugendlichen Psyche und ihrer seelischen Stärke, in seinen Worten um

„deutsche Nationalerziehung“ und „vaterländische Menschenökonomie“.<sup>27</sup>

Wie oben erwähnt, entwickelte er 1914/15 zusammen mit Lipmann einen umfangreichen Fragenkatalog, um die Motivationen, Lebensumstände und psychische Aufstellung von Frontsoldaten systematisch und detail-



3 Paul Plaut als Soldat im Ersten Weltkrieg, 1915

liert zu erfassen. Die Anwendung des Frageschemas wurde jedoch bereits nach einigen Wochen verboten. Die Gefahr, dass hierdurch Unzufriedenheiten und psychische Verletzungen der Soldaten publik gemacht werden könnten, war der Militärführung und dem Kriegsministerium offenbar zu groß.<sup>28</sup> Auch in anderen Kontexten sollten psychisch verwundete Soldaten und Offiziere eher im Verborgenen bleiben. So wurde etwa im Fall der so genannten „Kriegshysteriker“ oder „Kriegsneurotiker“ mehrfach betont, dass diese, trotz ihres bereits in den ersten Kriegsmonaten massenhaften Auftretens, möglichst unsichtbar bleiben sollten – auch wenn ihr extraordinäres Erscheinungsbild, Zittern und andere Bewegungsstörungen, Lähmungserscheinungen und Tics, Sprach-, Geh- Sitz- und Stehstörungen, dies schier unmöglich machte. Obwohl die Militärpsychiatrie bemüht war, dieses ‚Krankheitsbild‘ durch vielfältige, teilweise gewaltsame Behandlungsmethoden zum Verschwinden zu bringen, persistierten die „hysterischen“ Symptome vielfach auch über das Kriegsende hinaus.<sup>29</sup> Schließlich kam zu dem Stern-Lipmann-Gespann noch ein dritter Forscher hinzu, der die Frageschemauntersuchung auswertete und auf eindruckliche Art publizierte.

Paul Plaut (1894–1960) wuchs in einer Berliner jüdischen Familie auf. Als Student meldete er sich im Mai 1915 als Kriegsfreiwilliger (Abb. 3). An der Ostfront und vor Verdun und in Ypern eingesetzt, mehrfach zu einem nächsthöheren Dienstgrad befördert und mit Ehrenzeichen ausgezeichnet (u.a. Eisernes Kreuz II. Klasse),<sup>30</sup> wurde er nach schwerer Verwundung „frontdienstunfähig“ und am Kriegsende als Unteroffizier entlassen. Wie viele jüdische Veteranen ließ er sich mit dem Machtantritt der Nationalsozialisten 1933 seine Weltkriegsteilnahme durch das Reichsamt des Innern dokumentieren, um das anstehende Berufsverbot abzuwenden.<sup>31</sup> Der zweifach promovierte Akademiker widmete sich nach Ende des Kriegs der Medizin, vor allem den Sexualwissenschaften. Sein

29 Köhne, Julia B. (2009): *Kriegshysteriker. Strategische Bilder und mediale Techniken militärpsychiatrischen Wissens, 1914–1920*. Husum. Siehe Hans-Georg-Hofer zur traditionsreichen Assoziation von „Juden und Nervosität“. Ders. (2000): *Juden und „Nervosität“*. In: Hödl, Klaus (Hg.): *Jüdische Identitäten. Einblicke in die Bewusstseinslandschaft des österreichischen Judentums*. Innsbruck u.a., S. 95–120.

30 In PdK äußert sich Plaut abwertend zu der psychologischen Wirkung des Kriegsendens, der zu Beginn des Kriegs ein traditionsreiches „Sinnbild des Kriegserlebens in sich selbst“ gewesen sei, aufgrund von Bürokratie und unklarer Vergabelogik am Ende jedoch nicht mehr als eine „papierene Quittung“ als Bestätigung, dass der Träger im Krieg gelebt habe, gewesen sei (PdK, 62).

31 Vgl. Ulrich 1997, S. 294 f., FN 234.

32 Plaut, Paul (1932): „Psychologische Gutachten in Strafprozessen. Aktenmäßig dargestellt“. In: Beihefte zur Zeitschrift für angewandte Psychologie, Nr. 65, hg. v. William Stern/Otto Lipmann (160 Seiten).

33 Plaut, Paul (1928): „Prinzipien und Methoden der Kriegspsychologie“. In: *Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden*. Hg. v. Emil Abderhalden. Berlin/Wien. Bd. Abt. VI: *Methoden der experimentellen Psychologie*, Teil C/1, S. 621–687, hier S. 684.

34 Lipmann, Otto/Paul Plaut (Hg.) (1927): *Die Lüge in psychologischer, philosophischer, juristischer, pädagogischer etc. Betrachtung*. Leipzig.

35 Vgl. Ulrich, Bernd (1996): „Paul Plaut – Psychologie zwischen den Kriegen“. In: Bialas, Wolfgang u.a. (Hg.): *Die Weimarer Republik zwischen Metropole und Provinz. Intellektuellendiskurse zur politischen Kultur*. Weimar, S. 97–109.

36 Margulies, Max (1919 [1918]): „Zur Technik psychologischer Analyse“. In: *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie/Originalien*. Hg. v. O. Foerster/R. Gaupp/W. Spielmeier, Bd. 45, S. 413–423.

vor dem Krieg in Berlin begonnenes Philosophie- und Literaturstudium setzte er nicht fort. Im Weiteren war er als psychologischer Gutachter bei Jugend-, Sittlichkeits- und Strafprozessen tätig und verfasste Schriften zur kriminalpsychologischen Charakterologie.<sup>32</sup> Plaut befasste sich in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg vermehrt mit der Frage nach einer psychologischen Kriegswissenschaft (mit Kriegspsychologie und der „kriegerischen Eignungsprüfung“)<sup>33</sup>, mit dem Aussagestatus der Lüge,<sup>34</sup> mit (Sexualstraf-)Täterpsychologie, mit den Möglichkeiten einer Kunstpsychologie und *Psychologie der produktiven Persönlichkeit* (Stuttgart 1929). Nach langjähriger Beschäftigung als Nervenarzt emigrierte er 1938 mit seiner Familie nach Großbritannien. Seine Mutter Ernestine wurde im Konzentrationslager Theresienstadt ermordet. Plaut, der nie nach Deutschland zurückkehrte, arbeitete erfolgreich als Psychiater in London, wo er kurz vor seinem Tod 1960 das Handbuch *Der Sexualverbrecher und seine Persönlichkeit* fertigstellte.<sup>35</sup>

Nach Ende des Ersten Weltkriegs, als Plaut das Projekt „Psychographie des Kriegers“ wiederaufnahm, waren die Konturen der Militärpsychologie und ihre Methoden mehr denn je in Bewegung. Max Margulies

aus Wittenau schrieb im Dezember 1918, die damalige Psychologie habe „für die Gesamtheit der Erscheinungen“ noch keine „verbindliche Theorie“ zutage gefördert.<sup>36</sup> Derzeit bestünden zwei Forschungsrichtungen: Die eine wende sich eher dem äußeren, anatomischen, somatischen Charakter der pathologischen Störung zu, die andere widme sich der Erkundung des „subjektiven Erlebens des Kranken“. Es reiche jedoch nicht, das „innerste Erleben“ bloß zu beschreiben und gegebenenfalls in Sprachbildern nach Außen zu spiegeln. Vielmehr müsse „jedes Erleben“ in der Analyse in eine allgemeine Betrachtungsweise überführt werden, die eine „erschöpfende Wiedergabe zulasse“ und zugleich Wesentliches unmittelbar hervorhebe. Dabei müsse unterschieden werden zwischen der reinen Darstellung „fremden Innenlebens“<sup>37</sup> und seiner Erschließung zwecks wissenschaftli-

- 37 Margulies 1919 [1918], S. 413 f.
- 38 Lewin, James (1920): „Das Hysterie-Problem“. In: Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie Hg. v. Karl Bonhoeffer, Bd. XLVIII, S. 204–226, hier S. 207.
- 39 Margulies 1919 [1918], S. 414.
- 40 Ash, Mitchell G. (1985): „Die experimentelle Psychologie an den deutschsprachigen Universitäten von der Wilhelminischen Zeit bis zum Nationalsozialismus“. In: Ders./Geuter: Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert, S. 45–82, hier S. 45.
- 41 Staeuble, Irmgard: „Psychologie im Dienst praktischer Kulturaufgaben“. Zur Realisierung von William Sterns Programm 1903–1933“. In: Schorr, A./ E. G. Wehner (Hg.): Psychologiegeschichte heute. Göttingen, S. 164–173.

cher Verwertung. Ein zentraler Punkt bestand darin, dass „jedes Erlebnis“, wie James Lewin wenig später schrieb, „ein unteilbares Ganzes“ ist, in dem die durch die Psychologie künstlich getrennten „abstrakten Einzelbestandteile“ in einer „nicht aufzulösenden Erlebniseinheit verschmolzen sind“.<sup>38</sup> Eine solche psychologische Untersuchung müsse im Übrigen „nach Grundsätzen erfolgen, welche eine naturwissenschaftliche Untersuchung und Eingliederung des Objekts gestatten“.<sup>39</sup> Teilen dieser Selbstbeschreibung der Psychologie und aus ihr abgeleiteten Richtlinien folgte offenbar auch Plaut. Selbstaussagen in seiner Schrift „Psychographie des Kriegers“ zufolge sollte das subjektiv Erlebte umfassend fasslich, transparent gemacht und objektiviert werden. Wie seine Fachkollegen der experimentellen Psychologie strebte er danach, sich dem naturwissenschaftlichen Ideal der Exaktheit und Objektivität anzunähern, zugleich seine Thesen als philosophisch relevant zu legitimieren und sich in der expandierenden wissenschaftlichen Gemeinschaft auf guter Position zu platzieren.<sup>40</sup> Zudem sollten seine Forschungsergebnisse, ihres metaphysischen Gehalts entkleidet und ins Allgemeine übersetzt, möglichst

auch gesellschaftlich reformatorisch wirken und überdies mit der Ebene nationaler Kultur verbunden werden.<sup>41</sup>

Bei seiner „Psychographie des Kriegers“ (Abb. 4) stützte sich Plaut – neben autobiographischen Aufzeichnungen als Frontsoldat und Unteroffizier und selbst gesammeltem Material – auf den von Stern und Lipmann 1914/15 konzipierten Fragenkatalog und das vorhandene Antwortmaterial. Die Fragenbatterie umfasste neben formalen Fragen zu Alter, Truppengattung und Dienstgrad fünfzehn ausführliche Fragenkomplexe, die jeweils noch einmal in mehrere Unterfragen untergliedert sind: „Verhalten zum Kriege und zu den Feinden“, zu anderen Soldaten, zu Gefahren, zu Verwundungen, zu Gefangenen, zur Zivilbevölkerung, zu fremdem Eigentum, zu Angehörigen in der Heimat, zum Sexualleben und zu religiösem Verhalten (PdK 111–118). Mit Hilfe dieses Fragenkatalogs sollten die spezifischen

BEIHEFTE  
zur  
Zeitschrift für angewandte Psychologie

Herausgegeben von  
WILLIAM STERN und OTTO LIPMANN.

21.

Beiträge  
zur Psychologie des Krieges

Psychographie des Kriegers

von Paul Plaut

Beiträge zur Psychologie der Furcht im Kriege

von Walter Ludwig

Zur Psychologie der Todesahnungen

von E. Schüde



Leipzig 1920.

Verlag von Johann Ambrosius Barth.

Dörrienstr. 16.

4 Paul Plauts Studie „Psychographie des Kriegers“, veröffentlicht in Beihefte zur Zeitschrift für angewandte Psychologie, Nr. 21. Leipzig, 1920

Erfahrungen der Soldaten, die der moderne hochtechnisierte Krieg zeitigte, peu à peu zutage gefördert und systematisch beschrieben werden. Vor allem derjenige Teil der „kriegerischen Seele“, der mit dem Sinnesapparat und mit Reaktions- und Handlungsfähigkeit und Tatbereitschaft zusammenhing. Es war geplant, das Frageschema in größerem Umfang unter Frontsoldaten zu verteilen und auf diese Weise individuelle psycho-physiologische Veränderungen unter extremen Kriegsbedingungen zu erkunden und nach Möglichkeit steuerbar zu machen. Jedoch schritt bereits zu Beginn 1915 die militärische Zensur ein und vereitelte eine Weiterführung des Umfrageprojekts, vermutlich da weder die Fragen noch die (Beispiel-)Antworten mit den offiziellen militärischen Idealen und Selbstbeschreibungen konform gingen. Plaut hatte Teile des Materials bereits während des Kriegs selektiert, ausgewertet und für eine Veröffentlichung vorbereitet, wurde jedoch von den Zensurstellen daran gehindert.<sup>42</sup> Erst mit fünfjähriger Verzögerung, im Jahr 1920, sichtete er das Material unter Mithilfe seiner Schwester Ellen Plaut erneut und bereitete es für den im Folgenden näher untersuchten Aufsatz auf. Dieser neu gewonnene Abstand ermöglichte ihm eine in Teilen de-mythisierte und ent-idealisierte Perspektive auf den Krieg.<sup>43</sup>

### **Die Psyche verschriftlichen. Den Krieg rekonstruieren und vergegenwärtigen**

Was bedeutet, eine „Psychographie des Kriegers“ zu schreiben? Die Psychographie innerhalb der Differentialpsychologie suchte den Seelenzustand eines Individuums, aber auch Begabungen, Fähigkeiten, Intelligenz, Aufmerksamkeit, Temperament sowie physiologische Eigenschaften, möglichst umfassend und detailliert aufzuschreiben und auszuwerten.<sup>44</sup> Mithilfe des Frageschemas „Zur Psychographie des Kriegers“ sollte es gelingen, Psychogramme zu erstellen, das heißt aus den Antworten der Befragten auf ihre Psyche rückzuschließen. Sekundäres Ziel dieser Form der Menschen(er-)kenntnis war das Aktivieren und Fördern nicht ausreichend aktivierter und genutzter Persönlichkeitsbereiche und -ressourcen. Auf den ersten Seiten seiner „Psychographie des Kriegers“ schildert Plaut sein Unbehagen angesichts der riesigen Menge während des

42 Vgl. Plaut 1928, S. 625, FN 1: „Dieser Fragebogen [...] wurde ausgearbeitet und versandt. [...] Es] gelangten nur wenige Bogen zur Ausführung. Wir haben das Material seinerzeit bearbeitet [...]“. Und ebd. S. 631.

43 Ein paar Jahre später veröffentlichte Paul Plaut einen weiteren Beitrag zu diesem Thema: Ders. 1928, S. 621–687.



5 Oskar Abeles (1900–1982)

44 Im späteren Aufsatz von 1928, „Prinzipien und Methoden der Kriegspychologie“, kritisierte Plaut dieses psychographische Vorgehen. Vor allem die im Frageschema vorgegebenen, „postulierten“ Beispielantworten sah er als suggestiv und die Spontaneität und Authentizität der Antworten mitunter beeinflussend an. Der Befragte gebe aus diesem Grund keinen Einblick in seine eigene einmalige Psyche, sondern versenke sich künstlich in die „statierte“ Befragungssituation (Plaut 1928, S. 631 ff.).

45 Plaut hält diese „Begeisterung“ über die vermeintliche Größe, Monumentalität und Unbegreiflichkeit des Kriegs nicht nur für „anerzogen und offiziös aufoktroiert“. Vielmehr hält er sie für ein Produkt von Massensuggestibilität und etwas, das den Kriegsbeginn 1914 auch noch im Nachhinein kennzeichnet, ja „stigmatisiert“ (PdK 7).

46 Ulrich 1997, S. 301.

47 Binswanger, Otto (1914): „Die seelischen Wirkungen des Krieges“ (=Der deutsche Krieg. Politische Flugschriften 12). Stuttgart/Berlin.

48 Dessoir, Max (1916): Kriegspychologische Betrachtungen (= Zwischen Krieg und Frieden 37). Leipzig.

49 Sommer, Robert (1916): Krieg und Seelenleben. Gießen/Leipzig.

Kriegs produzierter Kriegsliteratur, den Berichten von Kriegskorrespondenten, mannigfachen Feldpostbriefen, überbordenden Tagebuchblättern und den ungezählten Briefen an Verwandte und Freunde in der Heimat. All diese Textgenres seien in den meisten Fällen durchtränkt von „Kriegsbegeisterung“,<sup>45</sup> einer sensiblen, wenig objektiven und kritischen Sprache, fehlender analytischer Distanz und dem Wunsch, Lesenden primär ein emotionalisiertes Nacherleben subjektiver oder bei Dritten beobachteter Kriegserlebnisse zu ermöglichen. Die an Besinnungslosigkeit grenzende Kriegsbegeisterung interpretiert Plaut als Ausdruck einer psychischen Krise und nicht, wie viele seiner Zeitgenossen, als Zeichen einer Höherentwicklung (PdK 19). Die Texte seien – mal mehr mal weniger – geprägt von individuellen sowie sozialen ‚Pathologien‘, wie beispielsweise von Heldenverehrung, Leichtgläubigkeit, „Lügensucht“, Phantasie, Übertreibungen (PdK 9), überschwänglichen Dankesgesten an die „lieben Feldgrauen“ und „Vaterlandsverteidiger“ (PdK 2) oder Selbstglorifizierung. Plaut befand die vorgefundenen literarischen Dokumente als „ein Durcheinander von Dichtung und Wahrheit“. Statt seine psychologische Studie in diese als problematisch beschriebene kriegsliterarische „Überproduktion“ einzureihen, suchte Plaut sich der „Wirklichkeit des Krieges“ retrospektiv auf anderen (quellenkritischen) Wegen anzunähern (PdK 1–3).

In seiner „psychohistorischen Aufarbeitung des Weltkriegserlebnisses“<sup>46</sup> grenzt er sich zunächst von bereits existierenden psychologischen Studien ab, wie von Otto Binswangers „Seelische Wirkungen des Krieges“<sup>47</sup> (1914), August Messers *Zur Psychologie des Krieges* (1915) und Max Dessoirs „Kriegspychologische Betrachtungen“ (1916)<sup>48</sup>; ihnen fehle entweder der direkte Erfahrungshintergrund oder sie reichten



6 Dagobert Elias (1893–1941)

nicht über das Jahr 1916 hinaus. Nicht explizit erwähnt er an dieser Stelle die folgenden Texte: Otto Turmlitz' „Psychologisches und Pädagogisches von österreichischen Schlachtfeldern“ (1915), R. Zentgrafs jugendpsychologische Studie „Der Soldat, ein Versuch zur Militärpsychologie“ (1915), Robert Sommers *Krieg und Seelenleben* (1916),<sup>49</sup> Wilhelm Stekels *Unser Seelenleben im Kriege. Psychologische Beratungen eines Nervenarztes* (1916), Kurt Lewins „Kriegslandschaft“ (1917) und Ph. Steins *Der Soldat im Stellungskampf* (1917),<sup>50</sup> obwohl er aus den meisten dieser Studien im Verlauf seines Textes zitiert und sich in einigen Fällen von ihnen distanziiert. Einzig positiv, weil systematisch verfahren, hebt Plaut an dieser Stelle und auch in späteren

Textpassagen Erich Everths *Von der Seele des Soldaten im Felde* hervor.<sup>51</sup> Dessen Untersuchungszeitraum, wenn auch aus der Perspektive eines Kriegsteilnehmers beschrieben, sei jedoch bereits 1915 geendet. Vom groben Zuschnitt her weisen die beiden Studien, Everths und Plauts, einige Gemeinsamkeiten auf. Ähnlich wie fünf Jahre später Plaut suchte Everth „die Wahrheit der Tatsachen“ zu ergründen. Vergleichbar mit Plaut setzte sich Everth von „falschen Idealisierungen“, „Schönfärberei“, „Begeisterung“ und dem Sprechen in Superlativen ab und nahm des weiteren Bezug auf Gesundheit, Alkohol, „Änderungen im Wirklichkeitsbewusstsein“ des Soldaten, Freiheitsgefühle im Feld, „Wandlungen des Wertebewußtseins“, „Todesgedanken“ sowie „religiöse Probleme“. Ähnlich wie Everth 1915 bemühte sich Plaut 1920, das Gegen-

50 Ph. Steins (1917): *Der Soldat im Stellungskampf. Psychologisch-militärische Betrachtungen in Anlehnung an Erich Everths „Die Seele des Soldaten im Felde“*. Berlin.

51 Everth, Erich (1915): *Von der Seele des Soldaten im Felde. Bemerkungen eines Kriegsteilnehmers*. (=Tat-Flugschriften 10). Jena.

sätzliche oder Widersprüchliche zu betonen, das der Krieg in der Soldatenpsyche auslöse. Zum Vergleich hier Everth, der an dieser Stelle „aus den gewaltigen Ereignissen mit ihrer Wildheit und ihrem Grauen“<sup>52</sup> sprechen wollte:

Nichts ist so reich an Gegensätzen wie der Krieg. Er hat neben all der erdrückenden und erhebenden Wirklichkeit so unwirkliche Momente, es erscheint so vieles fraglich und schwankend, daß man bei aller starkbewußten Körperlichkeit und der Realität der Geschehnisse durchaus nicht immer das Gefühl behält, man stehe „mit festen, markigen Knochen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde“. [...] Die Vernichtung schwebt draußen ständig über den so stark lebenden Menschen. Gerade da sie in manchem Betracht das Leben am kräftigsten empfinden, steht der Tod ihnen am nächsten, und vielleicht empfinden sie eben deshalb das Leben, so lange es dauert, so stark. [...] Und dieses Sterben hat oft etwas so unglaublich Plötzliches — [...] so bricht ein Mensch] etwa, während er neben einem liegt und spricht, plötzlich im Satz ab und ist tot. Widersinnig, unwahrscheinlich, aber grausam wahr [...].<sup>53</sup>

Für sein eigenes Vorhaben besann sich Plaut auf seine psychologische Schulung und wertete die Antworten auf das Frageschema sowie die hinzugezogenen soldatischen Egodokumente und Kriegsberichte mit großer Sorgfalt aus. Längere, besonders eindringlich geschriebene Textpassagen sind von Plaut überarbeitete eigene Notizen zu seinen Kriegseinsätzen. Mit dieser Collage-Methode versuchte er, sich sowohl von der Belletristik, Poesie als auch von anderen Positionen psychologischer Forschung abzugrenzen, die er in ihren analytischen Potenzen hinsichtlich der Soldatenpsyche offenbar weniger schätzte. Denn Plaut ging es um nichts Geringeres, als Quellen auf möglichst neutrale Weise zu analysieren, die sich „vom rein äußeren Erlebnis [loslösen], dafür in sich gehen und da rausholen, was ursprünglichsten, wahres und ungetrübtes Empfinden ist“. Denn augenscheinlich hätten es Zeitzeugen „nicht fertig[gebracht], den Weg zu sich selber zu finden, zu dem kausalen Knotenpunkt des Erlebnisses“ (PdK 3). Gründe hierfür erblickte er in den damals noch verschwommenen Konturen der Kriegspsychologie, die mit unscharfen Begriffen und Definitionen hantierte, und im massenpsychologischen, völkerpsychologischen Charakter des Forschungsgegenstands Krieg, dessen Untersuchung zeitliche und mental-emotionale Distanz erfordere und unbedingt durch Selbstbeobachtung des Forschenden gestützt sein müsse.<sup>54</sup> Plaut wollte hier

52 Everth 1915, S. 1, 3.

53 Everth 1915, S. 34 f.

54 An anderer Stelle spricht Plaut von dem verfälschenden, stark verfärbenden Effekt zeitlicher Distanz zu Kriegserfahrungen (Übertreibungen, Konstruktionen, Kombinationen). Vgl. Plaut 1928, S. 645.



7 Ludwig Loew (1863–1963)



8 Leo Loebel (1887–o.A.)

mit seiner ihrem Selbstanspruch nach „wissenschaftlich psychologischen“ Studie intervenieren. Sein Ziel war ein tiefgreifendes Verständnis und ein weitgehender Deutungsversuch des Kriegserlebens, des „seelischen Lebens und Fühlens“. Dieser sollte in seiner Untersuchung überdies als Teil einer noch viel umfassenderen (Kultur-)Geschichte des Krieges aufscheinen:

Denn es kann nicht genug betont werden: dieser Krieg war mehr als ein Waffengang, sein Erleben ist nicht nur verankert in dem Soldaten, der mit Gewehr und Handgranate sich verteidigt oder angreift. Es war ein allgemeiner Opfergang, den das gesamte Volk, ja die gesamte Kulturwelt hat antreten müssen. Alle haben den Krieg an sich erfahren, der eine mehr oder weniger, keiner aber blieb unberührt. (PdK 5)

Plaut versucht, mit historisierendem, positivistisch-psychologischem Blick und „objektiver Strenge“ (PdK 5) jeden durch die Quellen rekonstruierbaren „Gefühlsausdruck“ der Frontsoldaten und anderer Zeitzeugen in diesem nun endlich „überwundenen“ Erlebnis zu analysieren, „um aus den Beziehungen und Wechselbeziehungen zu sicheren Resultaten zu gelangen“ (PdK 6). Dies entsprach dem Trend der damaligen psychologischen wissenschaftlichen Gemeinschaft, psychologische Beobachtungen und Regelmäßigkeiten von Erlebniszusammenhängen quasi als Ursache-Wirkungsbeziehungen aufzufassen und aus ihnen strenge psychologische Gesetzmäßigkeiten abzuleiten. Plauts Untersuchung fasst einerseits die inhaltliche Ebene der jeweiligen Schilderungen ins Auge, ihr psychisches Gepräge, andererseits besonders aussagekräftige oder vieldeutige rhetorische Aufladungen (wie z. B. Phänomene von ‚Deutschtümelei‘), pathosgeladene Emphasen (Kameradschaftsmythos, „Mobilmachungspsychosen“ oder „Degeneration“; PdK 9) und (religiöse) Metaphern (Krieg als „heilige Sache“).

### Heeres-Masse versus Frontsoldaten-Individuum

Gustave Le Bons massenpsychologische Überlegungen zur „Kollektivseele“, die sich in einer Gruppe befindliche Individuen ganz anders fühlen, denken und handeln lassen als Einzelcharaktere, verwob Plaut mit seiner Psychologie des Kriegs. Der Soldat stelle „keinen Typus für sich dar [...], sondern nur das Partial [Glied] eines Kollektivums [der kriegerischen Gruppe], das nur eine typische Verhaltensweise zeigt [...]“. Der spezifische Zustand der „kriegerischen Masse“, das „Leben in der Kollektivität“, hänge von der jeweils bestimmenden Kriegssituation und der ihr inhärenten

55 Plaut 1928, S. 683 f.

56 Le Bon, Gustave (1932 [1895]): *Psychologie der Massen* [Psychologie des foules]. Paris, S. 12.

57 Siehe hierzu die Untersuchungen zur Revolution von 1848: Gerhard, Ute (1988): „Die Masse als Weib. Kollektivsymbolische Verfahren als Strategien des politischen und literarischen Diskurses im 19. Jahrhundert“. In: *Argument-Sonderband 172: Frauen – Literatur – Politik*. Hg. v. Annegret Pelz u. a. Hamburg, S. 145–153.

58 Le Bon (1908): *Psychologie der Massen*, S. 55 f., zit. n. Kenkel, Karen J. (2000): „Das Gesicht der Masse. Soziologische Visionen“. In: Schmölders, Claudia/Sander Gilman (Hg.): *Gesichter der Weimarer Republik. Eine physiognomische Kulturgeschichte*. Köln, S. 206–227, hier S. 218.

„zwangsläufigen Notwendigkeiten“ ab. Dabei würden „individuelle“ Stellungnahmen der Soldaten „zwangsmäßig“ „kollektiviert“, Individuen dem Zwangscharakter des militärischen Kollektivs untergeordnet.<sup>55</sup>

In dieser nur temporär und im Gegensatz zur „Friedenswelt“ bestehenden „kollektiven Notwendigkeit“ erblickte Plaut das eigentlich charakteristische „kollektive Gesetz“ der Kriegpsychologie. Unschwer lässt sich erkennen, dass Plaut hier an Le Bon und andere Massenpsychologen des 19. Jahrhunderts anschloss, die die „Masse“ als Ansammlung von Individuen mit einer Kollektivpsyche betrachteten. Diese anthropomorphisierende Betrachtungsweise der Gemeinschaft analogisiert sie mit einem menschlichen Organismus. Die dem vielköpfigen *Individuum* zugeordnete Seele, die „Massenseele“<sup>56</sup>, ließ ihre Glieder angeblich nach ganz eigenen Gesetzmäßigkeiten funktionieren: aus Zivilisten wurden Soldaten, die als Einheit funktionieren sollten.

In die Beschreibungen der Masse-Charakteristika der Theoriephase im 19. Jahrhundert waren vielfältige Weiblichkeitsmetaphern eingelassen, durch die die „Masse“ effeminiert, dämonisiert, pathologisiert und abgewertet wurde.<sup>57</sup> Es hieß, die „Masse“ neige gemeinhin zu Nervosität, Panik und Hysterie, was wiederum auf einen Mangel an Willens- und Ich-Stärke und insgesamt auf fehlende Festigkeit und Konturlosigkeit zurückzuführen sei. Le Bon schrieb hierzu:

Unter den besonderen Eigenschaften von Massen sind einige – so wie Impulsivität, Irritierbarkeit, Vernunftunfähigkeit, das Fehlen des Urteilsvermögens und des kritischen Geistes, die Übertreibung der Gefühle [...], welche beinahe immer bei Wesen zu beobachten sind, die einer niedrigen Evolutionsstufe angehören – bei Frauen, Sklaven und Kindern zum Beispiel.<sup>58</sup>

Aber auch noch zur Zeit des Ersten Weltkriegs schrieben Militärpsychologen der „Masse“ entdifferenzierende und entindividualisierende Elemente zu. Nicht nur bildeten die unterschiedlichen Armeeformationen (Korps, Divisionen, Brigaden, Regimente, Bataillone, Kompagnien etc.)

eine neue Art der „Masse“, die seelisch verwundeten Soldaten und Offiziere, deren Krankheitsbilder die wohlgeordnete Heeresstruktur durchkreuzten, bildeten darin eine störende Untergruppe, die zudem auch noch massenhaft unberechenbare Symptome und Syndrome ausprägte. Da beispielsweise die militärpsychiatrische Figur des „Kriegshysterikers“ die Gefahr verkörperte, die Heeresformation in den gefürchteten Zustand der Massenhaftigkeit umkippen zu lassen, erhielt sie selbst die typischen Zuschreibungen an die „Masse“. Der Militärpsychiater Karl Bonhoeffer konstatierte:

Wenn man es zu Anfang des Krieges vorsichtig vermieden hat, Psychopathen an die Front zu schicken, so ist mit ein Grund der gewesen, dass man es vermeiden wollte, in die suggestible Massenstimmung psychisch-infektiöses Material hineinzubringen. [...] Der psychisch-körperlich Geschwächte ist der Suggestivwirkung der Masse besonders zugänglich.<sup>59</sup>

Auch Plaut hielt die Suggestibilität der „soldatischen Masse“ für eine zentrale Veränderung im psychischen Gepräge, die durch den Krieg ausgelöst wird; aus ihr resultierte ihm zufolge ein „suggestiv affiziertes Hinstürmen [zu dem] Ziel: Krieg“ (PdK 10).

Ein weiteres Hauptmerkmal dessen, wie Soldaten im Ersten Weltkrieg psychisch aufgestellt waren, war laut Plaut, wie oben angedeutet, das Widersprüchliche, „das Wirrsal wechselnder Gefühlsbewegungen“ (PdK 8): das Fallen von einem Extrem ins andere, von Pazifismus zu unbändiger Kriegsbegeisterung, vom „halbunbewußten sinnlosen“, jubelnden Taumel der ersten Augusttage 1914 zum Grüblerischen, Zweiflerischen, Pessimistischen, vom Sich-Aufgehoben-Fühlen in der Masse zum isolierten und auf sich gestellten Dasein als „Einzelindividuum“, von der Mobilmachung zum Gefangen-Sein im Schützengraben (PdK 8, 9). „Auch dies gehörte zu den Kriegswidersprüchen: „[S]elbst wahrhafte Friedensfreunde griffen damals freudig zu den Waffen“ (PdK 9), konstatierte Plaut. „Dabei sein dürfen“ beim „trunkenen Rausch“, sei alles gewesen, wobei „der unmittelbare Ernst des rinnenden Blutes als Erzieher“ fungiert habe (PdK 9, FN 1, zit. n. Gottfried Traub). Plaut macht an dieser Stelle eine Zeitzeugenstimme aus dem Pool der durch das *Institut für angewandte Psychologie und*

59 Bonhoeffer, Karl (1922): „Über die Bedeutung der Kriegserfahrungen für die allgemeine Psychopathologie und Ätiologie der Geisteskrankheiten“. In: Schjering, Otto von (Hg.): *Handbuch der ärztlichen Erfahrungen im Weltkriege 1914/1918: Geistes- und Nervenkrankheiten*, S. 10.

*psychologische Sammelforschung* befragten Soldaten hörbar, anonymisiert durch Initialen:

E. B.: Trat am 1. Mobilmachungstag als Kriegsfreiwilliger ein. Ich war mir von Anfang an darüber klar, daß ein moderner Krieg ein Trauerspiel ohnegleichen und ein Verbrechen an der Menschheit ist. [...] Aber die Stimmung der ersten Tage schrieb mir mit Selbstverständlichkeit vor, was ich zu tun hätte. Meine Vaterlandsliebe war bis dahin nicht uneingeschränkt; nunmehr erkannte ich mich als Patrioten. [...] Ein starker Einschlag von Abenteuerlust war in dieser Stimmung der ersten Tage ganz gewiß vorhanden. [...] In erster Linie war bei mir das Pflichtgefühl maßgebend. (PdK, 11 f., *InstAngPs*)

Genau diese *widerstrebenden* Einstellungen, die ‚in einer Brust‘ vereint sind, identifiziert Plaut als charakteristische Kriegsmotivationen Einzelner: „Selbst- und Siegesbewusstsein“ und die Überzeugung, einen „Rechtskampf“ zu führen (PdK 13), auf der einen, ernüchterte Enttäuschung über die grausame Kriegswirklichkeit auf der anderen Seite.

Eine weitere neuartige Entwicklung, die der Erste Weltkrieg als Spezifik mit sich brachte, war eine umfangreiche Umstellung der „Register des Fühlens“ – „eingewurzelte Gefühlkomplexe“ verblassen, neue „sich überstürzende Gefühle“ entstehen (PdK 19 f.). Nach einer längeren Textstelle, in der Plaut von seinen eigenen Kriegserfahrungen berichtet, schwenkt er auf eine andere psychographische Umfrage um, die der italienische Psychologe E. Ragazzoni vornahm:

Sie wollen wissen, was man empfindet, wenn man zum ersten Male ins Feuer kommt [...] [K]ein Mensch [hat] überhaupt noch eine klare Vorstellung von den Dingen. Man stürzt vorwärts, man läuft, man fällt zu Boden, erhebt sich wieder und feuert wie in einem Traum. Jeder Zeitbegriff ist verschwunden. [...] M]an ist nur noch ein Teilchen, ein Splitter, ein Molekül einer unförmigen Masse, die sich in Aufregungen und Kämpfen windet. [...] Es erhebt] ein neuer Instinkt, [...] der] die Denktätigkeit und das Empfindungserleben vorübergehend ausschaltet. Später, wenn alles vorbei ist, empfindet man eine Art Schauer über alles, was da geschehen ist, und was man gesehen hat. [...] Im Kampf hatte ich die] Vorstellung, daß ich mich in einem Käfig befand und krampfhaft bemüht war, mich zu befreien, [...] dabei hatte ich] aber das Gefühl, daß ich niemals lebend aus diesem Käfig herauskommen würde. (Ragazzoni, zit. n. PdK 20 f.)

Plaut beschreibt das psychische Stadium im Kampf als „Augenblicke höchster Spannkraft der Nerven“, die eine derartige Verengung des Bewusstseins zufolge haben, dass „aus dem Menschen mit seiner „Fülle



9 Franz Bunzel (1896–1973)

von Gedanken“ und „Vorstellungskomplexen“ der „Soldat des Gefechts“ werde, „ein Massenindividuum, begabt mit einem Massenbewusstsein oder besser mit einem Masseninstinkt“ (PdK 23). Plauts Entwurf des kriegerischen „Massenindividuum“ gewinnt noch weiter an Kontur, indem er ihm – wie zwei Jahrzehnte zuvor die Theoretiker der Massenpsychologie – einen Hang zur Panik, Furiosität und „unbeschreiblichen Verwirrung“ (PdK 40) zuweist.

Den Grund für eine weitere psycho-physische Verschiebung sieht Plaut in diesen Eindrücken, die ein britischer Kriegsberichterstatte schilderte:

Man konnte die leuchtenden Blitze von einigen der feindlichen Kanonen sehen, ein ohrenbetäubender Lärm kam von ihnen, regelmäßig wie der Donner dahinrollend, von plötzlichen Erschütterungen unterbrochen, die sich durch das Gehirn fortpflanzen und wie ein grausiger Auflösungsprozeß im ganzen Körper empfunden werden. [...] Der Laut der fliegenden Granate – dies weithin tönende Summen einer wütenden Riesenbiene, die ihren brennenden Korb verläßt, [...] bis sich der Laut im Dröhnen einer todbringenden Explosion auflöst. (Ph. Gibbs, zit. n. PdK 32)

Charakteristisch sei beim Infanteristen eine Schärfung des Sinnesapparats, der zeitgleich auf allen Sinneskanälen angeregt wird. Das „Trommelfell vibriert“, der „Lichtstrahl eines krepierenden Geschosses trifft die Netzhaut“, Pulverdampf ist zu riechen, der Körper „tief eingefressen in den Boden“ erhält den Impuls in Deckung zu gehen oder Schutz zu suchen (PdK 35). Weiterhin stellt Plaut rückblickend fest, dass im Fall von Verwundung besondere „Bewusstseinsmomente“ dominieren, die den Wundschmerz zunächst wegdrängen und die Schockwirkung erst mit einer Verzögerung einsetzen lassen. Grundlegend fürs Nicht-Verwundet-Werden und Überleben sei die richtige Interpretation von Geräuschen im Feld gewesen. Die „Unterscheidungsfähigkeit für Schälle“ impliziere, dass der Soldat im grausigen Lärm zwischen Kanonen, Minenwerfern, Handgranaten, Fliegerpfeilen, Fliegerbomben, Schrapnells und Schüssen und deren jeweiligen Entfernung zu differenzieren und diese Sensibilität zugleich bis zur „bewussten Lauttaubheit“ herabsetzen können müsse (PdK 31).

Insgesamt seien die psycho-physischen Verschiebungen weiterhin abhängig von der jeweiligen Truppengattung, von der Kriegsform, Stellungs-



10 Georg Schindler (1887–1942)

oder Bewegungskrieg – der Stellungskrieg, dieses „monatelange Ausharren in völliger Defensive“ und psychischer Konzentration, sei von Kriegsteilnehmern, laut Plaut, oftmals als „langsamer Selbstmord“ bezeichnet worden, für den man „eiserne Nerven“, „felsenfeste, unerschütterliche Ruhe und Überlegungskraft, ja Starrköpfigkeit bis zur Abgebrühtheit und völligen Empfindungslosigkeit“ brauche (PdK 41 ff.). Und das, obwohl Leute „buchstäblich in Fetzen zerrissen werden“, der „Nebenmann von einer Granate aufgefressen, begraben oder schwer verletzt wird“, [...] man das „Wimmern und Stöhnen von Verstümmelten und Sterbenden“ höre (PdK 44).

Zum Bereich „Gesundheit“ fasst Plaut zusammen, dass es erstaunlicherweise nur wenig Erkältungskrankheiten und auch nur vereinzelt den Einsatz von „Sturmwasser-Alkohol“ gegeben habe, Nikotin habe einen beruhigenden Einfluss gehabt. Im nächsten Abschnitt seiner kriegspsychologischen Studie untersucht Plaut die zum Teil irritierenden Erscheinungsformen soldatischer Sexualität, ihre Sexualfunktionen unter dem Einfluss der Kriegs, die ab 1914 auch verstärkt von Seiten der Sexualwissenschaft erkundet wurden. Seiner Beobachtung nach setzten der Krieg und seine Anstrengungen die Libido herunter, die Gedanken der Soldaten kreisten eher in Sorge und Sehnsucht um die Familie zu Hause. Hinter der Front könne die „eingesperrte Brunst“ jedoch „mit elementarer Gewalt“ hervorbrechen – „Ein heißes Verlangen fällt in meine Seele“ – und auf „Entleerung“ drängen. Der Sexualtrieb gerate während des Einsatzes im Feld vielfach in Vergessenheit, trete allerdings in Ruhephasen umso stärker hervor (PdK 55 ff.).

### **Plauts heldisches Kriegerideal und Religiosität**

Plaut streicht heraus, dass es ihm im Idealfall um einen „tieferen Heroismus“ ging, jenseits von „Draufgängertum“, Ehrgeiz, dem Streben nach persönlicher Ehre und der „Welt der Waffen“. Vielmehr zeigen ihm eine „Bewußtheit des Handelns“ und eine „Selbstverständlichkeit des ‚draußen-sein‘“ eine qualitativ gute soldatische Einstellung an, die durch die „Bedürfnisse des Krieges bestimmt“ sei. Ziel sei es, sich „durch das Menschentum hin zur Persönlichkeit“ weiterzuentwickeln, ohne „viel Worte“ darüber zu verlieren (PdK 60 ff.). Plaut sieht den Krieg als „periodisches

Erlebnis“, als „Episode“, die jeder Soldat möglichst schnell zu überwinden trachte, um ins zivile Leben zurückzukehren („[W]er mitten im Kampfe um sein nacktes Dasein steht, lernt es am meisten lieben ... Sie alle wollen über den Krieg hinauskommen, nur leben ...“; PdK 90). Kein Soldat wolle den „Heldentod“, auch die Freiwilligen wollten nicht sterben – „[...] wenn er [der Soldat] am fürchterlichsten wütet als Tod selbst, will er ihn am wenigsten, weil er leben will“ (PdK 65). Und dennoch hätten sich Soldaten im Ersten Weltkrieg mit dem Tod, dem sie ständig ins Auge blickten, als einer „unabänderlichen Notwendigkeit“ abgefunden. Zugleich bekämpften sie ihn ständig mit ihrem „Lebens- und Siegesdrang“. Nur wem der Tod Resultat und Ziel bedeute, gebe sein Leben mit Gleichmut und Gelassenheit hin – es gehe letztlich um eine „sittliche Tat“, um das „Hochgefühl des Sterben-könnens inmitten des Leben-wollens“, resümiert Plaut. Der Tod des ‚wahren‘ Helden erzeuge Neues, das der Sterbende im Moment des Todes schaue: Der Tod sei hier „ein Bestandteil des neuerstehenden Vaterlandes in seiner Lebensgröße und Herrlichkeit“ – in „rücksichtsloser Mitleidlosigkeit mit sich selbst und mit anderen“ (PdK 66).

Plaut entwirft hier eine höhergestellte Form von Heldenhaftigkeit, deren Träger die Bedingungen und Notwendigkeiten des Kriegs vollständig und „hochachtungsvoll“ anerkennen und sich ihrem Schicksal ergeben. Hierin liegt die tiefere Ebene der psychotechnischen Beratungsfunktion seiner „Psychographie des Kriegers“. Was im dem vorliegenden Text vorangestellten Motto anklingt, die Frage nach einer „Lösung“ für den Soldaten, wird im Kapitel „Die Seele des Soldaten“ zunehmend plastisch. Es ist das Sich-Ergeben in und Hingeben an den Krieg, sobald man ein Teil von ihm geworden ist und in ihm als „Tatenmensch“ agiert. Plaut drückt es in den Worten Henry Barbusses aus: Durch den Tod eines nahestehenden Kameraden „empfindet man zuerst einen heftigen Stoß ins eigene Fleisch, bevor man sein Verschwinden begreift. Es ist, als erfahre man plötzlich ein wenig sein eigenes Sterben. [...] Sie haben alles hergegeben; ihre ganze Kraft opferten sie Tropfen für Tropfen, bis sie sich schließlich ganz hergaben. Sie sind über das Leben hinausgegangen, und ihr Opfer hat etwas Übermenschliches und Vollkommenes“ (PdK 68, zitiert aus d. Roman *Le Feu* von 1917). In diesem Kontext analysiert Plaut auch die Psychostruktur weitgehend tabuisierter Phänomene. Objektivierung und Ernüchterung, die bei sich akkumulierenden Kriegserfahrungen zunähmen, erzeugten



11 Menny Burlin (Lebensdaten unbekannt)

eine neue Moral, die sich beispielsweise auch in Kriegsplünderungen geäußert habe. Außerdem habe bei Soldaten eine Gewalt- und Tötungslust existiert, die im Krieg zu Exzessen geführt habe. Plaut nähert sich der ethisch schwierigen Frage des Mordens im Feld, indem er erneut aus dem Frageschema zitiert. Die hierzu passende Frage und vorgegebene mögliche Antwort im Frageschema findet sich in der Rubrik: „II. Verhalten gegenüber Gefahren“ und lautet: „5. Verhalten beim Schießen und im Handgemenge (wird es bewußt, daß man Menschen tötet, oder empfindet man den Gegner nur als Objekt, etwa wie das Wild auf der Jagd, die Scheibe auf dem Schießstand? [...] Wird etwas wie Blutrausch, Neigung zu Grausamkeit beobachtet?“, PdK 112). Das Töten wird hier, in Frage und Antwort, als notwendige Angelegenheit ausgelegt, der Feind wird getötet, „wie man ein Raubtier töten würde, das sich uns in den Weg stellt“. „Keineswegs wird sich der Mann im Feld bewusst, daß er mordet ....“ Plaut streift auch die Frage der Tötungslust im Krieg, den „Blutrausch, Rachedurst“. „Tod und Tötung werden ... des selbstischen Momentes entkleidet, geadelt durch die heilige Sache“ (PdK 69, *InstAngPs*). Das oben zitierte Beispiel enthüllt, wie suggestiv und bevormundend das Frageschema im Einzelfall wirkte: Auf den Vergleich des Feindes mit „Wild auf der Jagd“ antwortet ein befragter Soldat prompt, der Feind werde getötet, „wie man ein Raubtier töten würde“. Anders als in seiner Vorrede kritisiert Plaut die Suggestivwirkung des Frageschemas an dieser Stelle jedoch nicht. Außerdem weitet er die zivile auf eine kriegerische Ethik aus, in der das Töten nicht als Verbrechen geahndet, sondern als „heilige Sache“ adressiert wird. Auch hier sieht Plaut wieder als Hauptcharakteristikum des „Wesens des Krieges“ „nicht nur die brutale Gewalt“, sondern „stetig wechselnde wachsende Vielgestaltigkeit, als Ergebnis aufeinander platzender Gegensätze und Widersprüche, „groß“ und „erniedrigend“ zugleich (PdK 70). Plaut spricht in diesem Zusammenhang von einer persönlichen Größe, die dazu gehöre, um diese Spannung auszuhalten und sich ihr zu stellen.

An dieser und an einigen anderen Stellen scheint es beinahe so, als holte Plaut die eigene Vergangenheit insofern ein, als er sich in dieser psychologisierenden Retrospektive wieder als Unteroffizier im Ersten Weltkrieg imaginiert und dementsprechend argumentiert. Plaut rechtfertigt hier Krieg und überhöht den Tötungsvorgang; er erklärt ihn für sakrosankt und quasi-sakral. Kritik wechselt hier mit Linientreue, auch über das Kriegs-

ende hinaus. In diesen Momenten schreibt er im historischen Präsenz und wiederbelebt die Kriegsperiode hierdurch imaginativ. Eins ums andere fügt Plaut einzelne Mosaiksteinchen zu einem soldatischen Idealbild zusammen, das weniger deskriptiv als instruktiv für künftige Einsätze wirkt.

Zu den selbst eingeschleusten religiösen Metaphern passt, dass Plaut die Bedeutung der christlichen Religion für die Kriegsteilnehmer in durch sie verbreiteten Leidens- und Ewigkeitsvorstellungen sieht. Durch die Verwundungsmöglichkeit und die Todesnähe und -ahndung seien diese im Ersten Weltkrieg ohnehin omnipräsent gewesen. Viele Frontsoldaten hätten „wie Tiere geschrien, die zur Schlachtbank geführt werden; als wollten sie mit dem ‚Vater-unser‘ das Heulen der Granaten übertönen“. Plaut zitiert hier Erwin von Mattanovich, Feldmarschall-Leutnant, der den Krieg überdies als „religiösen Neuschöpfer“ anruft, da Not beten lehre.<sup>60</sup> Die damals weit verbreitete Wahrnehmung und Anrufung des Kaisers als ‚Gottvater‘, als „etwas unerreichbar Heiliges“ (PdK 94) oder als Leiter eines „Kreuzzugs“, passe sich in dieses Bild ein. Psychologisch erklärbar sei die zum Teil plötzliche Zuwendung zur Religion im Feld, wie folgt: Der „Selbsterhaltungstrieb“ führe zu einer gesteigerten inneren Erschütterung und Besinnlichkeit, die „vorher konstant geleugnet“ worden sei. Plaut setzt an dieser Stelle nur wenig auf statistische Erhebungen und bezweifelt, dass es sich in vielen Fällen um „wirkliche Religiosität“ gehandelt habe. Viel eher müsse man von einer nur oberflächlich imitierten Empfindsamkeit ausgehen (PdK 74). Plaut streitet eine allgemeine Neubelebung des religiösen Bewusstseins unter Kriegsteilnehmern ab, die so häufig von Theologen behauptet worden sei. Ebenso wichtig wie der Glaube, sei der Aberglaube gewesen, den er auch „Autohypnose“ nennt (PdK 78). Letzterer erfülle ebenfalls die Funktion, die Hoffnung auf ein Weiterleben zu befördern. Gegenstände wie Kreuzfixe, Glückspfennige oder Medaillen würden kurzerhand zu schützenden Amuletten erhoben. Plaut beteuert: „Der Soldat will leben – sein altes Leben, wie er es im Frieden gelebt hat, auf seiner Scholle mit seiner Familie“ (PdK 94).

Das Gemeinschaftserleben der „soldatischen Masse“ als „zusammengefasste Vielheit“, so ließen sich Plauts Überlegungen zusammenfassen,

<sup>60</sup> PdK 70 f., zit. n. ders. (1915): Mut und Todesverachtung. Graz.



12 Ludwig Straus (sitzend) (1899–o.A.) und Ludwig Stern (stehend) (1899–1976)

entspringt der vereinheitlichenden Uniform, dem Vaterlandsgedanken, der Kameradschaft sowie dem Drill, der Disziplin – „[A]lle Bewusstseinsmomente stehen unter ihrem Zwange, ebenso das ganze Gefühlsleben durch die sie ihren steten Akzent erhält“. Disziplin, Gebundenheit und zugleich Freiheit würden zu einem „inneren Gefüge“ amalgamiert, das geprägt sei von der „Notwendigkeit vollster Kraftentfaltung“ (PdK 91 f.). Anders als seine Psychologenkollegen glaubte Plaut nicht an ein einheitliches Empfindungserleben bei Soldaten, bei zeitgleicher automatischer Verbrüderung, Solidarisierung und ‚Verbündelung‘ der Soldatenindividuen. Vielmehr träten Gegensätzlichkeiten und Reibungen noch stärker als im zivilen Leben in den Vordergrund. Plaut entwarf ein psychisches Bild des Soldaten, das im Fluss ist. Er ging von einer beruflichen und nur temporären Solidarität aus, einer nur oberflächlichen Religiosität, von keiner echten, selbst- und grenzenlosen Kameradschaft, sondern lediglich einer „Kriegskameradschaft“. Augenscheinlich versuchte Plaut in seiner Studie eine Präzisierung von beziehungsweise Bedeutungsverschiebung bei Begriffen herbeizuführen, die im literarischen und psychologischen Diskurs über den Ersten Weltkrieg allzu selbstverständlich verwendet wurden.

There is a large sense in which psychological forces play  
the chief role in all wars. It is they that cause war,  
that carry it on, that make or wreck morale both in the army and at home,  
[...] that are or ought to be the chief heirs of all war's results.  
—G. Stanley Hall, *Some Relations Between the War and Psychology*, 1918/19

### Conclusio – Psychen auf Papier

Die Begegnung mit dem als herausforderndes Forschungsfeld betrachteten ‚Kriegsraum‘ inspirierte die Psychologie insgesamt und stärkte sie ideell und institutionell. Vertreter der experimentellen Psychologie, wie auch William Stern, Otto Lipmann und Paul Plaut, nutzten nicht nur den Krieg als Experimentierfeld, sondern auch das deutsche Heer als Auftraggeber. Durch dessen Unterstützung konnten sie ihre spezifischen (Umfrage-)Methoden profilieren, Inhalte distribuieren und ihr Fach professionalisieren. Die Psychologie platzierte sich sukzessive als eigenständige Wissenschaft in der Forschungslandschaft und der Beruf des Psychologen wurde etabliert.<sup>61</sup> Stefan von Máday, aus dem Garnisons-

spital in Przemyśl (Polen), sprach in diesem Kontext von einem „Kriegsfortschritt der Wissenschaften“.<sup>62</sup> Diese Entwicklung geschah nicht selten im Zeichen nationalistischer und patriotischer Anschauungen und den Krieg affirmierender Ideologien. Auch der Herkunft, nicht unbedingt des eigenen Selbstverständnisses und der religiösen Praxis nach ‚jüdische Wissenschaftler‘ ließen sich insofern vor den ‚Karren‘ der Militärideologie spannen, als sie mithalfen, eine politisch instrumentalisierbare Psychologie des Kriegs zu entwerfen, im Gespann mit Psychotechnik und Rekrutenklassifikation und -selektion. Die im Vorliegenden besprochenen drei Fachvertreter – und neben ihnen zahlreiche andere Forscher, die zu diesem Zweck die akademischen Hallen verließen –, suchten durch das Aufgreifen des Kriegsthemas in Testreihen und Studien, die ‚Schlagkraft‘ der deutschen Armee zu steigern.<sup>63</sup> In der Wilhelminischen Zeit als ‚deutsche Juden‘ akkulturiert und integriert, diente ihnen das Szenario des Kriegs dazu, auf experimentellen Wegen, ihre fachlichen Potenzen aufzufalten und fachstrategisch in Position zu bringen. In der Weimarer Republik wurde die aus der Kriegsperiode heraus entstandene Vielfalt psychologischer Forschungsrichtungen kanonisiert und institutionell stärker verankert. Die Psychologie gewann nicht zuletzt durch das Anlehnen an das militärische Praxisfeld – durch Psychotechnik, Eignungsprüfung und Personalauslese in Bezug auf Waffengattungen, Transportwesen, Führungspositionen et cetera – an Ansehen, was ihrer Stabilisierung und weiteren Ausdifferenzierung auch im Anschluss an den Krieg zuträglich war. Im Zweiten Weltkrieg wurde in der nationalsozialistischen Reichswehr-Psychologie auf die Jahrzehnte zuvor gesammelten Erkenntnisse zurückgegriffen und aufgebaut;<sup>64</sup> und Psychologen kollaborierten mit der Militärführung.<sup>65</sup>

61 Zur allgemein ungeordneten Struktur des „Feldes der Psychologie“ im Vorfeld des Ersten Weltkriegs, vgl. einen Autor mit den Initialen B. C. 1938 beschrieb er rückblickend auf seine Zeit als Psychologiestudent (in: *Synthese* 3/12, S. 21 f.), er habe „statt einer grossen Autorität unzählige Autoritäten und Autoritätchen [gefunden, J. B. K.], statt einer Wissenschaft, die Autorität hätte sein können, zahlreiche Wissenschaften, deren Vertreter einander mit Erbitterung bekämpften und herabsetzten“.

62 Plaut (1928): „Prinzipien und Methoden der Kriegspsychologie.“ Anhang: Kriegspsychologische Umfrage (Über Zeitvertreib im Kriege.) In: *Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden*. Hg. v. Emil Abderhalden. Berlin/Wien. Bd. Abt. VI: Methoden der experimentellen Psychologie, Teil C/1, S. 686.

63 Scheerer, Eckart (1989): „Kämpfer des Wortes: Die Ideologie deutscher Psychologen im Ersten Weltkrieg und ihr Einfluß auf die Psychologie der Weimarer Zeit.“ In: *Psychologie und Geschichte*, 1(3), S. 12–22, hier S. 13 ff. Vgl. zu diesem Komplex auch: Riedesser, Peter/Axel Verderber (1985): *Aufrüstung der Seelen. Militärpsychiatrie und Militärpsychologie in Deutschland und Amerika*. Freiburg im Breisgau, S. 59–62.

Plauts Studie zur „Psychographie des Kriegers“ stellt einen besonderen Fall dar. Auf der einen Seite verfuhr Plaut kritisch und innovativ, seine Untersuchung zielte auf Entmythisierung und Transparenz, auf der anderen Seite weist auch seine Studie kriegseffizienzsteigernde Passagen auf. Eine Auswertung seiner Schrift entpuppte sich aus diesem Grund als komplexes Unterfangen. Vermutlich da Psychologie und Psychoanalyse zeitgenössisch, aber auch später immer wieder als typisch „jüdische Wissenschaften“ stigmatisiert und abgewertet wurden, schwieg Plaut sowohl zu seiner eigenen jüdischen Herkunft, als auch zu der Frage, ob jüdische Soldaten sich beispielsweise aufgrund ihres Minderheitenstatus von ihren nicht-jüdischen Kameraden unterschieden. Auch erwähnte er mit keinem Wort die jüdische Religion, auch nicht im Religionsabschnitt seiner „Psychographie des Kriegers“. Nur im Fragebogen von Stern und Lipmann wird kurz darauf Bezug genommen („etwaige besondere Stellungnahme des Juden gegenüber Rußland“; PdK 111). Wie ging Plaut im Text grundsätzlich vor? Er tastete fachliche und belletristische Kriegspublizistik ab und analysierte ihre unsachliche bis ‚schwülstige‘ Sprache, um die dahinterliegenden Konzepte gegebenenfalls zu versachlichen. Sein Vorgehen entkräftet Mythisierungen und Ideale, zeigt Widersprüche und Tabus auf, wie etwa, dass der „immer klarer werdende Ausgang des Krieges“ sich angefühlt habe wie ein „unheimlicher Sturz in irgendein dunkles Etwas“ (PdK 75) oder, dass es zu Kriegsplünderungen gekommen sei. Plaut arbeitete auch mit Gegen-Klischierung, indem er zum Beispiel per Fragebogenauswertung nachzuweisen glaubte, entgegen einer verbreiteten Ansicht wäre Alkohol nicht umfassend eingesetzt worden, um die Soldaten für den Kampf aggressiver zu stimmen.

Auch sein Umgang mit Theorien der Massenpsychologie ist differenziert. Er löste massenpsychologische Klischees in dialektische Bilder auf. Die verschiedenartigen kollektiven Heeresformationen fasste er als ein ‚Gegeneinander als Miteinander‘ auf: Der große „Heeresblock zersplittert in Millionen von Atomen die sich aneinander reiben, je nachdem sie Verschiedenheiten in Gefühl und Meinung und Weltanschauung in sich tragen; aber dadurch wird der Kampf der Geschlossenheit nicht herabgemindert, auch nicht zersplittert [...]“. Das Gemeinschaftserlebnis speist

64 Zum Beispiel empfohlen Militärpsychologen im Anschluss an Erfahrungen im Ersten Weltkrieg (Angriffs-)Taktikänderungen, wie das „Vorstürmen der Infanterie in ‚Wellenbewegungen‘“ (PdK 41).

65 Vgl. eine ausführlichere Darstellung dieser Entwicklungen bei Ash 1985, S. 45–82.

66 Jünger, Ernst 1990 [1929]: In *Stahlgewittern*. Stuttgart, S. 5.

sich aus einer „Zusammenfassung aller psychischen und physischen Kräfte“ (PdK 92, 96). Hierdurch trug er sowohl eine Differenz zu Ernst Jüngers Vision des

Heers als soldatischem Gemeinschaftskörper ein: „Wir waren in den kurzen Wochen der Ausbildung zu einem großen, begeisterten Körper zusammengeschmolzen“,<sup>66</sup> als auch zu massenpsychologischen Vorstellungen einer alles bestimmenden und den Einzelnen ausblendenden „Massenseele“. Plaut sah die „soldatische Masse“ vielmehr als „eine Vielheit von Einzelkämpfern um ein Einzelschicksal, um die Einzelpersönlichkeit. [...] Jeder wird zum Kämpfer, jeder zum bewußten um seine Persönlichkeit, jeder will frei sein oder frei werden, wenn das Ziel erreicht ist, weil er das Ziel selber ist. So faßt jeder auch seine ganze Kraft zusammen, reißt sich zusammen, filtrierte seine Gefühle — er diszipliniert sich selber und fügt sich in das ganze disziplinierte Gebilde, in das er scheinbar nicht hineinpaßt, harmonisch ein“ (PdK 93). Plaut erblickte in der „kriegerischen Gruppe“ eine temporäre Arbeitsgemeinschaft, geprägt von Notwendigkeit, Pflichtbewusstsein und Selbsterhaltungstrieb.

Seinen Anspruch auf naturwissenschaftlich korrekte Objektivität, den er am Textbeginn noch vertreten hatte, nimmt Plaut am Ende seiner Studie partiell zurück. Hier spricht er davon, dass bei den Kriegsteilnehmern nicht von einer „Einheit des Erlebens“ auszugehen sei, die statistisch und graphisch in Kurven übersetzbar wäre. Hierzu bedürfe es einer „strengen Methode“ und fester „begrifflicher Definitionen“, die derzeit jedoch noch nicht existierten. Das Seelenleben der Frontsoldaten ist laut Plaut vielmehr abhängig von der Zwangssituation und dem jeweiligen Rang; es ist starken Schwankungen unterworfen und zugleich anpassungsorientiert. Die psycho-physischen Modifikationen des Frontsoldaten werden als temporär angenommen, die Umorganisation habe aber auch Langzeiteffekte, die den Krieg überdauerten. Das Gemüt sei entwicklungsfähig (PdK 59) und tendiere zu Objektivierung und Ernüchterung. Es funktioniere als Teil einer „Massenpsyche“, sei jedoch nicht auf deren Eigenschaften begrenzt. Bei Plaut wird das Soldatenkollektiv als fluide, veränderliche, „künstliche zusammengefasste psychische Menge“ charakterisiert, die sich am Ende des Kriegs vor psychischer und physischer Entkräftung auflöste (PdK 110). Das Erlebnis des Kriegs wird als „ein Aggregat von zahllosen Substanzen“, als „buntfarbenedes Mosaikgebilde“ gezeichnet (PdK 95),

voll wechselseitiger und gegensätzlicher Aspekte, wie „Pflichtgefühl und Eigenbesinnung“, unbewussten und bewussten Vorstellungen, voll des „suggerierten Rauschs“ und zugleich „innerer Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit“ (PdK 110).

Trotz seines Begehrens nach finalen Antworten, Hyperexaktheit und hoher Professionalität und trotz der massiven Verschriftlichungsversuche von ‚Seelenmaterial‘ auf Papier musste Plaut zugeben, dass die ‚papierne‘ Soldatenpsyche retrospektiv letztlich nicht entschlüsselbar war. In seiner Schrift und entlang der Analyse der feinsinnig kompilierten Schriften anderer schien Plaut eindrücklich zu belegen, dass die Soldatenpsyche nicht in ihrer Psychographisierung, Psychotechnisierung oder Effizienzsteigerung aufging. Sie sprach eine ganz andere Sprache – gekennzeichnet von „Vielheit“, „Widersprüchlichkeit“, „Episodenhaftem“, Satire, Zerrbildern und „Simulation“ (PdK 97 ff.). Hierin liegt für Plaut die „unwirkliche Wirklichkeit“ respektive die „Wirklichkeit in ihrer vollen Nacktheit“ (PdK 99 ff.), die sich im Denken und Verhalten, in der Kultur, Sprache und Seele des Soldaten ausdrückte. Plauts Begehren, einen exklusiven „Einblick hinter die psychischen Kulissen des Krieges“ (PdK 16) zu gewähren, ist ihm insofern gelungen, als er der individuellen Erfahrungsdimension des Kriegs einen (in sich) bemerkenswert dynamischen Raum gab.

## ESSAY

# 3

